

# Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 154.

Berlin, Dienstag den 26. Dezember.

1837.

## Türkei.

Frauen und Männer im Orient.

Von M. J. Duin\*).

Ehe ich in der Türkei reiste, konnte ich nie recht wissen, wie wichtig das Weib ist für die harmonische Vollkommenheit der Schöpfung. Dort erst bekam ich so wenig von dieser Gattung zu Gesicht, daß ich zum ersten Mal anfing, sie zu vermissen. In den Städten, in den Dörfern, auf dem Felde, im Dickicht der Wälder wie auf den offenen Ebenen, überall sah ich Tag für Tag nur das Gesicht des Mannes. Dann und wann an der Schwelle einer Plüthenbörse ließ sich aus der Ferne der weiße Schleier blicken, woran die Gegenwart eines Frauenzimmers zu erkennen war. Doch kaum hatte mein Kopf die Richtung nach der heiligen Stelle genommen — denn heilig war sie damals in meinen Augen — so verschwand das holde Bild, und statt seiner glotzte mich entweder die finstere beturbante Stirn meines eigenen Geschlechts an, oder gar ein grimmiger Bullenbeißer, der sich anschickte, mich zu verschlingen, wozu ich mich dem von ihm bewachten Gebiet allzu nahe gewagt hätte.

Die Sache kam so weit, daß mir vor lauter Männer-Gesichtern übel wurde. Mühte nicht auch der fortwährende Anblick von schwarzbraunen Gestalten mit starkem Bart, mit wildrollendem feurigem Auge, mit großen fleischigen Händen, mit den bauschigen Shawls um den Leib und Pistolen und Yatagans im Gürtel, das Auge ermüdet? Mühte es nicht mehr als je nach den rothigen Wangen, den rubinrothen Lippen, dem sanften Blick und den zarten langen Fingern einer Evastochter schmachten? — Doch weder im Thal, noch am Brunnen, weder im Weingarten, noch auf dem Hügel, weder im Walde, noch bei den Heerden war ein Weib zu sehen. Ueberall war Er und wieder Er und nichts als Er.

Oft hörte ich aus der Ferne das Lärmen der Schaafe oder Ziegen-schellen. Halt, dacht' ich, dort auf der Höhe, wo die Thiere ihr Futter suchen, da muß gewiß eine Schäferin in der Nähe seyn, und spornstreichs ging's die Höhe hinauf, um, wie ich meinem Führer einredete, zu botanisiren, in der That aber, um die innerste Sehnsucht meiner Seele zu stillen, um, wenn auch nur momentan, einen Blick zu erhaschen von der Maid, die vielleicht unter dem Schatten eines Felsens oder einem Haufen Strauchwerk schlummerte und mit dem Haberrohr oder ihrer zarten Stimme die Heerde unter Aufsicht hielt. Das Kostüm war mir ganz gleichgültig: mag sie in einem ungefärbten Lammfell stecken oder in den Lumpen dessen, was einst ihrem Papa als Mantel diente — das kümmerte mich wenig, wenn ich nur hinter der Verhüllung den verschämten Blick des weiblichen Geschlechts entdecken konnte. — Aber auch hier sollte ich getäuscht werden. Tief eingewickelt in ein grobes Sacktuch oder in die Haut eines Rhinoceros lag ein kleiner Wilder da, halb Drangutang, halb Robinson Crusoe, fest schnarchend, mit dem spärlich gefüllten Schnappack unter dem Kopf und einem dürstigen Stück Hirtenstab neben sich. Kurz, Frankenstein\*\*)) selbst war seiner eigenen Schöpfungen nicht halb so überdrüssig, als ich dieses ewigen Einerleis von Männern, an deren Existenz ich so ganz unschuldig war. — Des Nachts spät kamen wir an eine Anstalt, wie man sie in Frankreich eine adberge nennen möchte, in der Mitte einer kleinen Häusergruppe. Wir wählten ein Paar Betten und ein warmes Abendbrot, keinen Kaffee, auch nicht einen Fingerhut voll, denn nach einem so langen Ritt und nachdem wir den ganzen Tag nichts gegessen, als eine Brodkruste, eine Zwiebel, drei harte Eier und eine Handvoll Steinsalz, konnten wir unmöglich mit Kaffee zu Bett gehen. Wir wurden, wie gewöhnlich, von einem Manne empfangen, der sich anschickte, die Kohlen auf dem Heerd anzudulsen und seinen Kaffee-Apparat in Ordnung zu bringen. Doch so wohlfeil war ich nicht zu befriedigen. Vergebens entschuldigte er sich damit, daß seine ganze Familie in den Betten wäre. Ich blieb dabei, ich müßte das Beste bekommen, was das Haus beschaffen könne. — Während noch meine Befehle zwischen dem Führer und dem Gastwirth hin und her diskutirt wurden, ging ich selbst an eine nähere Prüfung meines Gewissens, und da mußte ich mir denn gestehen, daß eine gute Mahlzeit zwar nichts schaden könne, daß es aber bei diesem dringenden Verlangen nach warmem Abendbrot auf etwas Anderes abgesehen wäre; ich hoffte dadurch eine von den Frauen der Familie aus dem Harem in das Küchen-Departement des Hauses hinauszulocken. Wirklich sah ich auch von drinnen mehr als ein Kerzenglicht hinter den vergitterten Fenstern des Oberstocks hin- und zurück-

wandeln, und im Hause selbst konnte ich deutlich mehrere leise Zutritte vernehmen, die rasch über mir hinglitten. Jetzt, dachte ich, sind sie aufgelanden, und sobald sie sich angekleidet und verschleiert, müssen sie mit ihren Schworpfannen, ihren Schüsseln und den Produkten ihrer Speisekammer herunter kommen. Sind dann auch die Gesichter so viel wie möglich verstreut, so lassen sich doch die Augen nicht zuschließen, und selbst dann bleibt noch der sylophenartige Zauber ihrer Gestalt und die Musik ihrer sanften, zarten Stimme, und die schöne Hand endlich, die das Mehl zu Kneten oder den Kuchen auf dem Feuer zu drehen hat. — Aus diesen poetischen Träumen weckte mich die aufgebende Thür; ein Mann mit einer großen hölzernen Mulde trat herein, setzte die Mulde auf die Erde nieder, und zu meinem Schrecken erkannte ich einen fertigen warmen Kuchen und einen hölzernen Napf mit geschmortem Rebhuhn, Zwiebel und Reis. Hierauf brachte mein Wirth einen Krug und eine Serviette, goß etwas Wasser auf meine Hände und überreichte mir die Serviette mit dem göstlichen Blick eines Patriarchen aus der Vorzeit, indem er mich freundlich zu dem Mahle einlud, das wie wunderbar vor mir hergezaubert war. Ueber uns wurde es immer stiller, bald hörte man keinen Zutritt mehr, und es schien, als ob in dem ganzen Hause des Mannes kein weibliches Wesen vorhanden sey. Die letzte Pest, dachte ich, hat gewiß sämtliche Frauen aus diesem Theil der Osmanischen Besitzungen mitgenommen.

Woher es kommt, daß das Weib gerade in dem Erdtheil, wo es seinen Ursprung hat, so allgemein und so ängstlich abgesperrt wird, ist eine Frage, die ich noch nicht genügend beantwortet gefunden. Ohne Zweifel ist es eine Sitte, die sich schon von den allerältesten Zeiten her schreibt. Es geht aus vielen Stellen in den heiligen Schriften hervor, daß die Frauen der Familie in den Zeiten wenigstens, von welchen diese Bücher handeln, meist nur in den inneren Gemächern des Hauses zu finden waren. Man sieht aus den schönen Schilderungen häuslicher Beschäftigung, wie sie in der Dvffee so häufig vorkommen, daß die älteren Griechen eine ähnliche Sitte hatten, die selbst heute noch nicht unter ihrer Nachkommenschaft erloschen ist. Die polytheistischen, wie die muhamedanischen Hindu's, die Perser, die Armenier, die Türken, Alle, namentlich die Letzteren, beobachten ganz dasselbe Gesetz; sie alle halten ihre Weiber, ihre Beischläferinnen (oder, wie Miß Pardoe\*) sie nennt, Odalisten) und ihre Töchter vor den jubringlichen Blicken der Außenwelt abgesondert, und man sieht also, daß dieses Verfahren nicht, wie Viele geglaubt haben, in den Vorschriften des Koran seinen Ursprung hat, sondern in einer alten Sitte, die fast in allen Ländern Asiens gleiche Geltung zu haben scheint.

Einem Europäer aber, der zum ersten Mal dorthin kommt, kann nichts schrecklicher seyn, als wenn er unter allen Arten von Männergruppen, die er auf der Reise antrifft, vergebens nach einer weiblichen Gestalt sucht. In Bulgarien, wo noch unter den Anhängern des Propheten ein ansehnlicher Rest christlicher Familien lebt, scheinen die Frauen, die dem Kreuz angehören, mehr Freiheit zu genießen, als ich sonst in diesen Gegenden bemerkt. Sie gehen frei umher, wie im civilisirten Europa, oft im bloßen Haar, zuweilen auch mit Tüchern um den Kopf, meist unverschleiert. Als Zeichen der Berechtigung auf diese Privilegien, die ihnen durch Rußlands Türsprache zugesichert worden, müssen sie auf der linken Schulter oder Brust ein rothes Kreuz tragen, das gewöhnlich in Seide gearbeitet oder auf ihre Kleidung gestickt ist. Dieses heilige Symbol macht einen herrlichen Eindruck. Es erinnert an die Toge der Kreuzfahrer und giebt einen mächtigen Beweis von der civilisirenden Kraft des Christenthums. Besonders schön nimmt es sich in der Ferne aus, umringt von lauter muhamedanischem Wesen, da ist es recht dazu gemacht, jene Liebe und Harmonie in das Leben zurückzuführen, die durch den monotonen Männerdespotismus der Türken daraus verbannt war.

Bei meiner Ankunft in Konstantinopel fand ich in diesem Absonderungs-System der Frauen eine größere Milderung, als ich erwartet. Obgleich die Zahl der Männer auf den Straßen noch immer größer war, als die der Frauen, so sah man doch die Letzteren ganz frei nach den verschiedensten Richtungen ihren Weg nehmen; alle aber mehr oder weniger dicht verschleiert. Eine Europäische Dame versteht unter dem Ausdruck „verschleiert“ eine oder ein Paar Quadrat- Ellen von feinem Musselin oder Spitzen, so über Kopf, Busen und Rücken geworfen, daß man noch Gesicht und Gestalt deutlich unterscheiden kann, wie die Sonne hinter einer Nebelwolke. So haben wir diese Mode aus Spanien bekommen, und ein Schleier der Art ist wahrscheinlich nur eine Modification der strengen Tracht, die von den Mauren in

\*) Dem Verfasser der „Donau-Reise mit dem Dampfboote durch Ungarn, die Türkei etc.“

\*\*\*) Der Held eines Englischen Romans.

\*) Die Verfasserin des Buches: „The City of the Sultan.“



dieses Land mitgebracht worden. Der Türkische Schleier dagegen hat große Ähnlichkeit mit unserem Nonnenschleier; es ist in der That eine linnene Binde, welche, dicht um die Stirn herum gebunden, Augenbrauen, Rinn und Mund bedecken soll, um die Gesichtszüge so viel wie möglich vor männlicher Bewunderung zu schützen; indeß muß der Schleier sehr oft die Häßlichkeit verdecken, und gewöhnlich wird er so geordnet, daß er gerade jene Bewunderung weit eher in Anspruch nimmt, als vielleicht bei neun Fällen unter zehn das offene Gesicht verdient hätte.

In Konstantinopel besonders, der wahren Metropole weiblicher Erfindungskunst in Hervorhebung äußerer Körperreize, wird der Schleier so getragen, daß er die dunkle Krümmung der Augenbrauen, auf die eine ganze Welt von Toilettenfleiß verwandt wird, in ihren schönsten Umrissen hervortreten läßt. Miß Pardee, die wahrscheinlich in diese Geheimnisse eingedrungen ist, erzählt uns von gewissen chemischen Präparaten, welche man dort für diesen Theil der Augen braucht, und die einem Auge von 60 Jahren das frische, jugendliche Ansehen eines 16jährigen geben. Meine Galanterie muß dergleichen Aufschlüsse zurückweisen; auch ist die Aussage eines solchen Zeugen sehr parteiisch und verächtlich: Miß Pardee hat gewiß ihre natürlichen Augenbrauen, sie weiß, daß die Augen in den Ländern, wo es keine Schleier gibt, fast durchweg denen im Lande der Schleier an Schönheit nachstehen, und darum möchte sie gern die Letzteren etwas in Mißkredit bringen. — So viel indeß ist gewiß, daß durch die künstliche Art, wie der obere Theil des Schleiertuchs angelegt wird, die Augen sowohl wie ihre Brauen und auch die Stirn bedeutend gewinnen muß. Auch der Theil der Tracht, der in der Nähe des Mundes seinen Platz hat, wird immer so gefaltet, daß das Mäulchen in seinen reizendsten Formen hervortritt, und was endlich die Wangen betrifft, so haben wenigstens die, welchen ich das Glück hatte, in der Sultane-Stadt zu begegnen, ein so zartes Rosuroth und einen so vollkommenen Oval-Umriss dargeboten, wie ich noch in keinem anderen Theil der Welt vor mir gesehen.

Hier spielt Miß Pardee wieder die Anklägerin, indem sie die Geheimnisse des Harem verräth. Sie hat den Muth, uns zu erzählen, daß die Türkischen Damen sich sämmtlich schminken. Der Ausdruck ist etwas stark und, auf die Osmanischen Schönen angewendet, nur ein Angriff auf ihre natürlichen Reize. Wenn an einem kalten Winter-Morgen, dergleichen Stambul so gut wie London hat, eine Türkische Lady an ihrer Toilette bemerkt, daß die Rosen ihrer Wangen etwas zu stark gegen die Lilien zurücktreten, wenn sie dann zu einem kleinen Gliazir oder einem magisch begabten Kameelhaar-Pinsel greift, der die Folgen der strengen Jahreszeit verbessern und einige Spuren des letzten Sommers wieder aufzufrischen soll, wer möchte hier irgend etwas Anstößiges finden? — Dazu kommt noch ein anderer sehr wichtiger Umstand, den man ja nicht übersehen darf. Eine Englische Dame, z. B. kann in ihrer Freiheit sich alle mögliche Bewegung machen; sie kann gehen, laufen, fahren oder reiten, wohin sie will. Im Herbst kann sie sich vom Strande her eine ganze Menge Noth holen, woran sie für ein Jahr genug hat. Es fehlt ihr nie an der nöthigen Kleidung: hat sie freien Zutritt in die Almack, so kann sie, verneht sich, wenn sie aufgefordert wird, die ganze Nacht ländern oder Galopp tanzen. In die Almack-Saison zu Ende und sie ist Mitglied einer Schützen-Gesellschaft, so kann sie, ohne Schaden für ihren Teint, sich der Bogenkünste bestreuen. Und wenn sie endlich der Erde überdrüssig ist, so darf sie nur mit Madame Green im Nassau-Ballon aufsteigen und dem Regenbogen seinen Purpur stehlen.

Vergleichen wir damit das Loos der Osmanischen Belinda. Wie betreten das innerste Heiligthum, wenn wir anders die Erlaubniß haben, es zu schauen, im Gefolge einer so glücklichen Reisenden, wie Miß Pardee: da haben wir ein großes, reich tapezirtes Gemach vor uns mit einem Divan auf drei Seiten. Divan wird jede Bank genannt, die gegen einen Fuß hoch über dem Boden, reich gepolstert und mit Karmoisinplüsch bedeckt ist. Unten und oben liegen in Zwischenräumen zahlreiche Kissen umher, mit Goldfaden und bunter Seide glänzend durchwirkelt. Außerdem sieht man hier eine Fülle von Teppichen, der Jahreszeit angemessen, bei kaltem Wetter einen wuschigen oder kupfernen Kessel mit Holzstoben, einen Vorrath von Wasser und eleganten Servietten für die nöthigen Abwaschungen und endlich einen Koran. Zwei oder drei Spielstühle von Rosenholz vollenden das Möbel des Zimmers, und dieses Zimmer heißt der Harem. — Die Fenster des Harem sind dicht vergittert, eine hemmende Scheidewand gegen die Zudringlichkeit der Außenwelt und die oft regere Neugier von innen. Doch sind diese Jalouffeen auch dazu gemacht, den Harem vor der überschwenglichen Gluth der Sonne zu schützen, in einem Lande, wo man einen großen Theil des Tages nichts Besseres thun kann, als schlafen. Wenn eine Dame in England ihre Freundin besucht, so bringt sie sich ein Buch oder eine Arbeit mit, oder beides; sie wollen den ganzen Tag zusammen bleiben und sich recht ansehlend. In der Türkei ist das anders, da hört man nur die lebende Formel: „Besuch' uns morgen zu einem Schläffchen.“ Eine Türkische Dame kann schlafen, so oft sie will, und zwar eben so leicht, wie sie eine Schale Kaffee oder ein Glas Sorbet zu sich nimmt; das macht Alles die Gewohnheit. Sie braucht nur ihre Polster zu ordnen und niederzusinken, und in einem Moment schwebt ihr seliger Geist durch die Gärten des Elysiums. Diese Gewohnheit ist offenbar nicht sehr förderlich für das Gedächtnis des Teints, dem man also bei einem so einschläfernden Klima durch etwas künstliche Reizmittel nachhelfen muß. (Schluß folgt.)

## Frankreich.

Das Thal der Arriège und die Republik Andorre.

(Schluß.)

Gefegnet seyen also die Berge! Sie bewahren noch manche Reliquie aus den goldenen Tagen der Menschheit. Wer sollte es für

möglich halten, daß drei Schritte von Frankreich, dessen Beherrscher noch vor wenigen Monaten, so oft er nur einen Fuß aus seinem Pasaße setzte, die Zielscheibe ruchloser Mörder war, und zwei Schritte von Spanien, wo man erst gestern in einem Madrider Kaffeehause den blutigen Leichnam des edeln Duesada zur Schau ausstellte, noch ein Winkel der Erde zu finden ist, wo der Dämon der Anarchie und der Revolutionen sein finsternes Haupt nie erhoben hat? Während am Horizont der Politik von allen Seiten Gewitterstürme dräuen, genießt der tausendjährige Duodez-Staat Andorre aller Früchte des tiefsten inneren Friedens, und noch ist keine Spur von Wurmsfraß an seiner Wurzel zu bemerken. Unsere modernen Republikaner haben sich's nicht träumen lassen, daß echte Religiosität, Ehrfurcht vor dem Alter, herzlich gegenseitiges Vertrauen und praktische Duldsamkeit mit republikanischen Formen verträglich seyen. Der Geist der Streitsucht und der Ebitone ist schon so ganz mit unserem Naturell verwachsen, daß man den Diplomaten Europa's zum Gelächter würde, wenn man sie auf ein Land aufmerksam machte, wo Familien-Prozesse in Sachen der Erbfolge völlig unbekannt sind: „Vermuthlich denkst Du an die Velez-Inseln, wo es gar kein Eigenthum giebt, oder an das Felsen-Eiland Juan Fernandez, das von keiner menschlichen Seele bewohnt wird?“ Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren; Sie können dieses Phänomen und noch andere, die Ihnen nicht minder paradox erscheinen werden, in dem Thal Andorre beobachten.

Ich erlaube mir nun, einige Details über die Constitution des kleinen Freistaates folgen zu lassen.

Andorre erstreckt sich von Norden nach Süden ungefähr zwölf und von Osten nach Westen zehn (Franz.) Meilen weit. Es zerfällt in sechs Kirchspiele oder Gemeinden: den Hauptort Andorre, von welchem das Land seinen Namen hat, und die Dörfer Saint-Julia-de-Loria, Encamp, Canillo (vormals Canillon), Ordino (sonst Ordinaus) und la Massana.

Die Regierungs-Geschäfte verwaltet der Conseil général et souverain, ein Verrin von 24 Mitgliedern. Diese Mitglieder sind: zwölf Konsuln, welche die sechs Kirchspiele verwalten, und zwölf Räte, die im vergangenen Jahre Konsuln gewesen. Der Große Rath kann bei jeder außerordentlichen Gelegenheit zusammentreten; sonst hält er alljährlich fünf regelmäßige Sitzungen; im Weihnachts-, Ostern-, Pfingsten, am Tage Allerheiligen und am Sankt-Andreas-Tage. Vor jeder Versammlung hören die Mitglieder in corpore eine Messe in der Kapelle des Palastes oder Gemeindehauses. Keine andere Person darf dieser Messe beiwohnen.

Der Große Rath ernannt aus seinen ehemaligen Mitgliedern einen Syndikus-General-Proturator auf Lebenszeit. Dieser Syndikus beruft die Mitglieder und präsidirt in jeder Versammlung. Alles wird nach Stimmen-Mehrheit entschieden, und dem Syndikus fällt die Vollstreckung der Beschlüsse anheim.

Vor dem 1. Januar, als der Epoche, in welcher die Weihnachts-Sitzung geschlossen wird, bringen die sechs Gemeinden respektive ihre Kandidaten zur neuen Konsul-Wahl in Vorschlag. Alle diese Kandidaten werden aus den Stammältern der patrijischen Familien gewählt; da es aber dieser Stammältern begreiflich nur Wenige giebt, so zirkulirt die Konsul-Würde unter einer geringen Zahl Personen, die, nachdem sie ein, zwei oder drei Jahre privatist, von neuem gewählt werden müssen.

Zur Verwaltung der Justiz ernennen der König von Frankreich und der Bischof von Urgel Jeder eine höhere Magistrats-Person (viguiere); aber mit dem Unterschiede, daß der König immer einen Franzosen wählt, während der Bischof von Urgel nur einen Andorrenser wählen kann, den er, wenn es ihm so gefällt, nach drei Jahren wieder abruft. Der Viguier oder Ober-Richter von Seiten Frankreichs behält seine Ehre auf Lebenszeit. Jeder Viguier ernannt einen Richter in Civil-Sachen (baile), der sein Amt niederlegen muß, sobald ein neuer Viguier insallirt wird.

Der Große Rath führt den Titel illustrissime; seine Mitglieder und die zwei Ober-Richter betitelt man illustres. Letztere beiden haben allein das Privilegium, Degen zu tragen.

Ein begangenes Verbrechen wird zunächst dem Viguier von Urgel angezeigt; dieser eröffnet die Untersuchung unter dem Beistande des Secretairs und macht sofort seinem Kollegen davon Anzeige. Der andere Viguier stellt sich ein, sobald er kann, und nun setzen sie die Untersuchung gemeinschaftlich fort. In Grund zu einer Leibes- oder Lebensstrafe vorhanden, so tritt, nach vorgängiger Aufforderung von Seiten des Syndikus, der Große Rath zusammen und wählt zwei seiner Mitglieder zu Beisitzern bei der gerichtlichen Verhandlung. Diese haben darüber zu wachen, daß keine bestehende Form und kein Landesbrauch verletzt werde. Der Angeklagte darf sich einen Verteidiger wählen, den man razonador (den Sprecher) nennt.

So lange ein Kriminal-Prozess währt, sind alle Civil-Verhandlungen suspendirt. Die Civil-Richter und die Konsuln bleiben in ihren Wohnungen, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn es darauf ankommt, die Beschlüsse des Gerichtes zu vollstrecken.

Das Urtheil, welches die Viguieres fällen, wird im Beiseyn des ganzen Staates auf dem öffentlichen Plage verkündet. Von diesem Urtheil findet keine Appellation statt, und die Vollstreckung erfolgt schon in 24 Stunden. Es kommt übrigens in Andorre nur sehr selten zu einer Kriminal-Untersuchung.

Ein geschriebenes Gesetzbuch ist nicht vorhanden; es giebt nur einige Reglements, welche die Formen des gerichtlichen Verfahrens betreffen, sonst überläßt man die Bestimmung der Strafe und überhaupt jede Entscheidung dem Gewissen oder der verständigen Einsicht des Decernenten. Unter den heilloslichen Strafen giebt es noch einige kanonische; so z. B. kann Jemand wegen eines schweren Vergehens auf längere oder kürzere Zeit von der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst ausgeschlossen werden.

Die öffentlichen Aemter werden unentgeltlich verwaltet; selbst für



Militair-Dienste giebt es keine Befeldung. Jeder Bürger von Andorre ist verpflichtet, im Falle der Noth zum Kampfe auszurücken, und muß beständig ein Gewehr und eine bestimmte Quantität Munition im Hause haben. Die patrizischen Familien begnügen sich nicht mit dem vorchriftsmäßigen Gewehr; Jeder von ihnen besitzt eine wahre Rüst-kammer, so daß der Stammvater zu jeder Zeit mit allen seinen Söhnen oder Brüdern bewaffnet ausrücken kann.

Die Biquiers sind zugleich die Chefs der bewaffneten Macht, deren Organisation sehr einfach ist. Jedes Kirchspiel hat einen Capitain und zwei Unter-Offiziere, die alle Jahr wechseln und gleichzeitig mit den Konsuln gewählt werden. Alle Jahr in der ersten Woche nach Pfingsten halten die Biquiers große Versammlungen über die Wehrmänner der verschiedenen Gemeinden, untersuchen ihre Waffen und überzeugen sich, ob jeder Bürger die erforderliche Quantität Pulver und Kugeln in Vorrath hat. Die Biquiers führen von Amtswegen jeden Wehrpflichtigen oder Fahrlässigen auf längere oder kürzere Zeit in Arrest bringen lassen.

Die Vergewaltigen von Andorre sind theils Gemeingut und anderen Theils das besondere Eigenthum der einzelnen Kirchspiele. Die ersten liegen der Episcopischen Gränze zunächst; man verpachtet sie alle Jahr an die Eigenthümer der Schafweiden von Urgel, und dieses Pachtgeld ist das einzige sichere Einkommen des Landes.

Alle Wälder von Andorre sind nur das Eigenthum der Gemeinden. Da der Ertrag dieser Waldungen die Bedürfnisse der Bevölkerung übersteigt, so verkauft jede Gemeinde ihren Ueberschuß an die Eigenthümer der Schmelzhütten. Die aus dem Verkaufe resultirenden Fonds dienen zur Beilegung außerordentlicher Kosten.

An Ackerland ist in Andorre Mangel; daher trägt der Boden nur in sehr guten Jahren so viel Getraide, als zur Ernährung seiner Bewohner hinreicht. Man hat auf diese Erfahrung ein sehr weises Handelsgesetz gegründet: die vornehmsten Eigenthümer, welche mehr ärenkten, als sie verzehren können, dürfen den Ueberschuß nur an ihre Mühlbürger verkaufen, wie viel man ihnen auch in Auslande dafür bieten mag. Selbst der Bischof von Urgel muß den Zehnten an Getraide, der ihm zukommt, in Andorre selbst zu Geld machen lassen; keine Aebte davon wandern ins Spanische Gebiet. Außerdem sind die Andorrenser von Seiten der Französischen Regierung autorisirt, in jedem Jahre eine bestimmte Quantität Nahrungsmittel und andere notwendige Dinge zollfrei aus Frankreich zu beziehen.

## England.

### Irland mit Französischen Augen betrachtet.

#### Zweiter Artikel.

Beim Anblick einiger Straßen Dublins, die so breit wie große Ströme und mit Trottoirs versehen sind, die selbst wiederum die völlige Breite von Straßen haben, möchte man wohl glauben, diese Stadt sey dazu bestimmt, von einer unermesslichen feillich geschmückten Menge Tag und Nacht durchströmt zu werden. Und nun vollends die öffentlichen Gebäude, die Dublin besitzt und an denen Säulen, Giebelfelder, Kapitäl und Gesimse mit wahrhaft Atheniensischer Verschwendung angebracht sind! Das Trinity-College und die gegenüberliegende Bank in College-Green, das Post-Gebäude in Sackville-Street und das Zoll-Amt im Hafen gewähren in einer Ausdehnung von fast zwei Quadratmeilen das vollständigste Muster Griechischer und Römischer Architektur.

Wozu aber so viele gewaltige Bauwerke? ... Sie sind öde.

In dem Post-Gebäude könnten alle Pesten Europa's auf einmal expedirt werden, und doch terrestrisch Irland mit Europa nur über London. Man gehe nach dem Zoll-Amt; dort giebt es hinreichenden Raum, um alle Ballen aus Kaschmir und Madras, alle Weine aus Frankreich und Madeira und alle Pelzwaaren aus dem Schwarzen Meere an einem Tage zu wiegen, zu evisciren und zu durchsuchen; doch gebe man einen ganzen Monat vor den geräumigen hohen Säulengängen auf und ab, und nie wird man darselbst die geschäftige Wichtigkeit auch nur eines Beamten wahr, da im Zoll-Amt das ganze Jahr hindurch, und zwar aus tristen Gründen, Feiertag ist; denn in sechs Monaten kommen vielleicht drei Schiffe im Hafen an.

Nun aber kommt eine noch bitterere Ironie! Man hat dem Lande, von dem man auf jede Weise allen Handel, alle Industrie, allen Landbau fern zu halten sucht, einen Palast als Bank gegeben! Die sogenannte Irändische Bank ist eine Kommandite Englischer Kaufleute und eigentlich nur Kassa-Bank der Engländer, welche gleichwohl in London die Noten seiner nur mit Verhülfnis annimmt und sich wenig darum kümmert, ob sie den Kredit Irlands auf ihrer eigenen Wange ehricht.

Fast alle Bauwerke Dublins schreiben sich aus neuerer Zeit her, da das Alter derselben nicht über die Regierung Elisabeth's hinausgeht, die das Trinity College auf der Stelle des All-Hallow-Klosters errichtete; und gleich diesem Kollegium sind die meisten Gebäude auf den Trümmern der öffentlichen oder religiösen Denkmäler des Mittelalters, welche die Stadt einst besaß, erbaut worden.

In ganz Irland ist auch nicht ein einziger Stein zu sehen, den man dem eigenen Ruhm dieses Landes widmegerichtet hätte, kein einziger, auf dem die Namen seiner alten Helden, deren Gesänge die Fischer der Westküste noch jetzt wiederholen, eingegraben wären, auch nicht eine Statue, um das Andenken der fremden Bischöfe zu ehren, die zur Zeit der Unwissenheit und Barbarei Irland zur Zufluchtsstätte der Wissenschaften, der Dichtkunst, der Civilisation und des Glaubens machten! Damit ich es kurz sage, einer der Söhne O'Connell's mußte nach Paris reisen, um sich von dem Französischen Kriegs-Ministerium die Dienst-Listen der Irändischen Legion anzubitten, damit er jenem militairischen Ruhm, der auf zwanzig Schlachtfelder Europa's einen so großen Glanz erworben, einige historische Zeiten weihen konnte.

Auf die Spitze einer steinernen Säule in Sackville-Street, die über alle Gebäude Dublins emporragt, lag der Lord-Lieutenant, Herzog

von Richmond, im Jahre 1808 die Statue Nelson's sehen. Das Wellington-Denkmal Dublins ist ein plumper Obelisk aus Mauerwerk, dessen breite Basis auf einer der erhabten Wiesen ruht, die nach dem Zoological-Garden führen, und den man des Schutzes wegen mit tiefen Gräben hat umgeben, ja sogar Tag und Nacht mit einer Schildwache versehen müssen.

Wie haben doch die Lord-Lieutenants so thöricht seyn können, zu glauben, daß Irland auf die in seine Hauptstadt wie einen Adler, wie einen Spott hingeworfenen Gebäude eitel seyn oder daraus einen Nutzen ziehen würde? Wenn man gegen die Irländer die architektonische Schönheit Dublins erwähnt, so schütteln sie traurig den Kopf und antworten nicht; äußert man hierauf sein Erstaunen über ihre Gleichgültigkeit, ach, dann offenbaren sich ihre innersten Gedanken, und ihr Schmerz und ihre Gleichgültigkeit, wie bitter beide auch immer seyn mögen, zeigen sich als wohl begründet. Es ist wohl möglich, sagen sie dann, daß Künstler und Kunstliebhaber eine Stadt nur von einem Gesichtspunkt aus ansehen und um eines Giebelfeldes, einer Karpatide willen in Entzücken geraten. Diese Bewunderung entspringt aus einem Kunst-Fanatismus, und ohne ihn recht zu begreifen, vergehen wir ihn gleichwohl. Inmitten der Europäischen Civilisation aber, im Herzen des so hoch gepriesenen Britanischen Reiches kann man eine Stadt nicht so in zwei Theile theilen und dann einen einzigen für sich, ohne Rücksicht auf den anderen, bewundern. Wir Irländer scheiden nicht so die Mauern unserer Hauptstadt von der Bevölkerung, die sie bewohnt. Will man unsere Steinmassen bewundern, wohlan, man bewundere sie; will man aber die Städte nicht gleich einem einäugigen Reisenden betrachten, der nur die seinem lebenden Auge zugewandte Seite anschaut, so wende man sich um, senke den Blick von der Höhe der Kapitäl und Kuppeln auf die Steinplatten nieder, die ihnen zur Grundlage dienen, sehe da, was für Generation seit Jahrhunderten an diesen Wunderwerken der Baukunst vorüberziehen, und sage uns dann, ob wir wirklich Grund zur Eitelkeit haben, sage uns dann, was wir mit unserer Bewunderung anfangen sollen, und der Fremde, der ein Herz hat, mit der seinigen.

Man könnte sich hier in Dublin nach Italien, wo die Lazzaroni sich auf den Stufen der leeren Paläste sonnen, oder in diejenigen Epochen des Mittelalters versetzt glauben, wo Häufen von Zigeunern oder Räubern im Besitz der durch Furcht entvölkerten Städte blieben. Doch nein, das ist nicht Italien, denn sonst entbehrte man nicht der Sonne und der durchsichtigen Luft, der kalte Wind des Nordens vielmehr durchzieht jene fliegenden Lumpen, und eisiger Regen fällt auf die nackten Häupter; aber auch solche Banditen sind dies nicht, denn schlichtern und ohne Murren entfernen sie sich vor dem Reichen und Glücklichen. Ach nein, das ist Italien nicht, denn die Paläste sind nicht leer; sondern wohlgeputzt, wohlgekleidet, in seidnen Strümpfen kommt der Livree-Diente und setzt durch Stimme und Geberde diesen Unrath der Civilisation weg, dessen Anblick das Auge des Herrn verlegen und die Heiterkeit seines glücklichen Daseyns durch unheimliche Ahnungen trüben könnte.

Dieses Elend jedoch bietet nichts Widriges dar. Freilich wohl erweckt es alles Erbarmen, alle Thränen, deren ein Fremder fähig ist; aber eben dadurch wird es anziehend und erregt ein zwar schmerzliches, gleichwohl aber angenehmes Mitleidsgefühl. Und zwar kommt dies daher, daß das Elend Irlands, obgleich es in den verschiedenen Gradschaften einen verschiedenen Anblick gewährt, dennoch überall denselben Charakter trägt — den einer ergreifenden Resignation. Nicht um Mitleid zu erwecken, hüllt es sich in jene Lumpen, nein, sondern weil es nichts Anderes hat, und weil Englische Trödel vor einigen Jahren die in allen Ländern des Kontinents gesammelten Lumpen hiebrachten; und die Irändischen Armen priesen sich noch glücklich, ihre Wüde mit denjenigen Irden bedecken zu können, welche die Bettler Europa's bereits zu schlecht gefunden hatten; denn das Irändische Elend steht noch 20 Grad unter dem Elend des sämmtlichen übrigen Europa.

Schwer ward es mir allerdings, ohne Weiteres den bitteren Tadel für wahr zu halten, den ich von einem meiner Freunde gegen die blinde und taube Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit der Reichen hatte äußern hören. Nach dem, was man mir auf dem Kontinent erzählt, mußte ich annehmen, daß die Armen durch ihr schlechtes Benehmen das Mitleid der Reichen ermüdet und hintergangen hätten. Deswegen nun, und um die Exzesse herabzustimmen, in die wir im Lauf der Unterhaltung über diesen Gegenstand geraten waren, sagte ich zu meinem Freunde: „Ist nicht aber etwas Wahres an dem Sprüchwort, nach welchem die Armen in Irland für ein Glas Whisky alle Jacken und Hosen der Welt geben würden?“ — „Ja, mein werther Freund, dieses Sprüchwort ist in Europa, sogar in Irland selbst, besonders aber in England gäng und gebe; und es ist in der That nicht ganz unbegründet; man trinkt in Irland viel, ja zu viel, aber nicht in den niederen Klassen. Sie werden wohl bereits den langen Sitzungen beigewohnt haben, die unsere Herren nach Tisch, wann sich die Damen zurückgezogen, zu halten pflegen; da wandern die stets vollen und stets geleerten Flaschen der zahlreichen Spanischen und Französischen Weine in Begleitung von Whisky, Branntwein, Zucker, Zimmt und Wasser ohne Unterlaß umher. Und weil wir gerade davon sprechen, so will ich Ihnen einige Schritte von meinem Hause einen Ort zeigen, wo der Gedanke, daß man wieder mit den Damen im Gesellschaftszimmer zusammenkomme, keinen Zwang auferlegt. Sie werden da ein Gemälde der Irändischen Trinklust im Großen sehen, und welchen Klassen die Köpfe und Beine angehören, die sie drehen und wanken macht. Es ist bald Mitternacht und daher gerade die rechte Zeit. Kommen Sie.“

Vor einem schönen Hause in Graston-Street, dessen Thür durch vier elegante Gaslaternen erhellt wurde, befanden sich eine Menge armer Weiber und Kinder. Die Straße ertönte von dem lauten Lärm konfusier Stimmen, der aber nicht von der düstern, stummen Menge, welche die hellerleuchtete Thür umgab, herkam, sondern aus dem Innern



des Hauses und zwar durch einen langen Gang, in welchem der Schein von Lampen sich in einer dicken warmen Atmosphäre verlor, und zwar mit einzelnen Stößen von Rauch vermischt, so daß es schien, als läme er aus einem Sprachrohr und einem Ofen. Dort nämlich kost und befüllt des Abends der Dubliner Divan, die Ressource der höheren Klassen, wo Tories und Whigs, besonders aber Ersterer, die politische Wahrheit auf dem Boden der von Whisky, Port- und Xereswein überströmenden dampfenden suchen.

Welch' herrliches Gemälde, wenn ich Maler wäre! — das Getöse der Säle und die Lapezierung der Sitze mischen ihre verschwimmenden Farben mit den bläulichen Rauchwirbeln der Pfeifen und Cigarren; hier funkeln die Augen, die Haare sind in Unordnung, der Hals ist entblößt, die Gläser schwanen und stürzen bei den kräftigen Faustschlägen, unter denen die Tische erdröhnen, die Worte sind unzusammenhängend und kommen peltend hervor; dort zeigen sich bereits trübe Blicke, der Körper sucht sich zu stützen, die Köpfe wanken schwer und schlaftrunken, und wenn sie einen Augenblick plötzlich emporfahren, sinken sie dann wieder auf den Arm nieder, welcher der Länge nach auf dem Tische ausgestreckt liegt, die Zungen sind schwer und unbeholfen, die Worte sinnlos und unterbrochen, die Beine schleppen sich mühsam nach und tragen kaum noch den übrigen Körper; alles dies ist die leidenschaftliche Trunkenheit, die Trunkenheit ohne Vergnügen und Fröblichkeit, die eben nur Trunkenheit ist, weil die Gewohnheit es so will, daß man sich alle Abende um dieselbe Stunde berausche, und weil das Leben eines Gentleman es so mit sich bringt.

Nicht alle diese Trunkenbolde, die sich von dort erst um 3 Uhr Morgens entfernen, sind jedoch Gentlemen der Geburt oder dem Vermögen nach; nein, bei weitem der größte Theil gehört zu der irländischen Jugend, die nur eine Halb-Erziehung erlangt hat und so unbeschäftigt als nur irgend möglich gelassen wird; eitle Gecken, die es sich zur Ehre anrechnen, wenn sie an den Festen und Jagden, die der Reiche ihnen giebt, Theil nehmen können; schwarzhirrende Falstaffe, die mit ihren hochgeborenen Zechbrüdern auf gleichem Fuß zu stehen glauben; Thoren, die auf diese Weise seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht ihr fast nur durch ein Wunder den räuberischen Händen entgangenes Erbgut verschwenden und davon jährlich einige Morgen Landes zur Abrundung der Englischen Parke verkaufen; junge Männer, die, gleich ihren Vätern, sich an das Englische Supremat gewöhnen und in der Unmäßigkeit altern; berauschte Nachkömmlinge des Ausländischen, die die Armen anbellern, weil sie nichts zu leben haben und auch nicht die jämmerliche Fähigkeit besitzen, sich ihren Unterhalt auf so schwarzhirnerische Weise zu erwerben, sondern nach wie vor barfuß einhergehen und sich von den Kartoffeln nähren, die man ihnen zuwirft!

Plötzlich erhob sich ein Streit, die Tische wurden umgestürzt, die Streitenden fielen zugleich mit ihnen in einem wirren Haufen zu Boden und gaben sich gegenseitig einige Faustschläge, deren Kraft jedoch glücklicherweise die Trunkenheit theils schwächte, theils weniger süßbar machte; eine wahre irländische Prügelei nach einem Saugelage! — Wir hatten Beide genug gesehen.

„Was sagen Sie nun, mein werther Freund, ist es der gemeine Mann, der hier zu Lande am meisten trinkt?“ — Dies waren die ersten Worte meines Begleiters, lange Zeit nachdem wir aus dem Hause getreten und nachdenkend über diese Scenen der Trunkenheit neben einander hergegangen waren; und er hatte wahrgesprochen! Es ist nicht das Volk, das hier am meisten trinkt.

Ich war in Dublin während der Wahlen und kam nach Limerick den verletzten Tag, ehe die dortigen stattfanden. In letzterer Stadt zeigt sich die Aufregung weit gewaltiger, als in Dublin, da sich mit den politischen Leidenschaften dort auch noch die volle Heftigkeit der religiösen vereint. Ich habe also zwei sehr verschiedene Bevölkerungen in jenem wichtigen Augenblick gesehen, und es gab an beiden Orten Momente, wo das Volk seine eigene Sache für verloren halten konnte, und da wahrlich hatte es hinreichenden Grund, in der Trunkenheit Trost oder blinden und verzweifelten Muth zu suchen. Zum Ruhm Irlands jedoch sey es gesagt, ich habe in diesen beiden großen Städten weder bei Tag noch bei Nacht auch nur einen Betrunknen aus den niederen Klassen gefunden . . . die Trunkenheit war höher hinaufgestiegen.

Sehr viele Wähler in Limerick hatten das Versprechen treu gehalten, das sie in den ersten Tagen des Volks dem Mister Guineß, dem berühmten stout-porter-Fabrikanten, auf den Hustings gegeben. Mister Guineß, der sich Esquire nennt, hatte seinen in der Stadt sehr großen Einfluß auf das thätigste zu Gunsten der beiden durchgefallenen Tory-Kandidaten West und Hamilton verwandt. Da er jedoch wahrnahm, daß sein Kredit (der Kredit eines Mannes, der in einem einzigen Tage das ganze vereinigte Königreich herauschen kann) nicht den erwarteten Erfolg hatte, da er die Anklage seiner Freunde fürchtete, als habe er statt Geld nur Porter und statt Halbier nur halbe Berechnungen ausgehellt; da er ferner seinen ziemlich improvisirten Toryismus unter dem Mantel einer inneren Ueberzeugung, die alle Parteien respektiren müssen, verbergen wollte, und endlich durch den Gedanken noch mehr angetrieben, daß ein von ihm gethener öffentlicher Schritt einige noch zuchtlos schwankende zu einem festen Entschluß bringen würde, wandte sich Mister Guineß, ehe er seine Stimme abgab, gegen die Menge und sprach: „Ich kümmer mich gewöhnlich nicht sehr um die Wahlen; der Augenblick jedoch ist gekommen, wo Jeder seine Pflicht erfüllen, seine Meinung öffentlich darlegen und laut erklären muß, ob er für die Aufrechthaltung oder den Umsturz der Constitution ist.“

Dieser gute Mister Guineß wurde von den O'Connellisten, d. h. den Armen (und sie waren in Masse auf den Hustings), mit Bräuten und Gebrüll empfangen und entlassen, und zugleich erlöste das Ge-

schrei: „We'll drink no more of your porter Mr. Guineß.“ (Wir werden euren Porter nicht mehr trinken, Mister Guineß).

Mister Guineß konnte damals wohl über diese Drohung lachen, da sein Gebräu nicht in die Kehlen des gemeinen Volkes strömt, das nicht oft an eine Flasche Porter den Schilling, den sie kostet, setzen kann. Ich wette jedoch, Mister Guineß hat jetzt aufgehört zu lachen, denn er ist inne geworden, daß das Volk, wenn es nur will, gleichwie die Weiber, jederzeit eine Rache zu finden versteht.

Wohl wissend, daß ihre Mäßigkeit allein für Guineß kein großer Verlust ist, haben die Armen Irlands dem ganzen Land und dem Rest des vereinigten Königreichs Mäßigkeit auferlegt. Man trinkt nur noch in den Kellern vorräthigen stout-porter, denn die neuen Sendungen gelangen nicht mehr an ihre Bestimmung. Ich habe es auf vielen Landstrassen und besonders auf denen, die nach den Meereshäfen führen, mit angesehen, wie das Volk sich der mit dem wohlbekannten Zeichen des Hauses Guineß versehenen Fässer und Tonnen bemächtigte und ihnen den Boden einstieß, und zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, das Volk hält Wort; es trinkt auch nicht einen Tropfen des stout-porter, der auf diese Weise in seine Gewalt fällt, sondern läßt mit seltener Gewissenhaftigkeit die schäumenden Wellen desselben über die Wege und Torfmoore hinströmen.

Das heißt nun zwar allerdings das schon an und für sich problematische Recht, andere Menschen am Trinken zu hindern, zu weit treiben; das heißt allerdings die Gewissens- und Wahlfreiheit sehr schlecht verstehen; aber das ist nun einmal so an der Tagesordnung in Irland.

E. Feuilleide.

## Mannigfaltiges.

— Historische Monographie. Als eine solche stellt Herr Granier de Cassagnac seine so eben erschienene „Geschichte der Handwerker und Bürger-Klassen“ dar. Er protestirt im Voraus gegen jede Rangirung seines Werkes in eine gewisse Klasse politischer Parteischriften. „Es ist die“, so beginnt er seine Vorrede, „kein politisches, sondern ein historisches Buch. Ich schlage keine neue Social-Theorie vor; ich greife keine an und vertheidige auch keine. Ich erzähle bloß Thatsachen und erörtere sie.“ Der Verfasser bekennt sich zur Schule Guizot's, die, seiner Darstellung zufolge, keine Politik ohne Geschichte anerkennt und nur auf den Grundlagen der letzteren die erstere aufbaut. Guizot selbst habe durch einige historische Monographien, namentlich über Fragen der Römischen Geschichte und des Mittelalters, den Weg gebahnt, den bald alle französische Historiker betreten müßten, wenn sie ihrer Wissenschaft eine positive Grundlage geben wollten. Erst durch die genaueste Bearbeitung aller einzelner Theile könne man auch eine richtige Darstellung des Ganzen erhalten. Die Geschichte des Bürger- und Handwerkerthums sey ein solcher Theil, und er habe jahrelange Studien darauf verwendet, um zu seinem heutigen Werke zu gelangen, das er keinesweges jedoch als einen Schlusstein, sondern eben nur als einen Beitrag zu der Grundlage eines künftigen historischen Gebäudes dem Publikum übergebe. Was bisher von großen Geschichtsschreibern geleistet worden, sey allerdings des Ruhmes werth, den ihm Nach- oder Mitwelt zu Theil werden lasse; aber allgemeine Geschichte sey es noch nicht, weil in einer solchen nichts, gar nichts fehlen dürfe, was die Menschheit gefördert und auf ihren heutigen Standpunkt gebracht habe. Das Lückenbaste sey in dieser Hinsicht so bedeutend, so überwältigend, daß auch für die nächste Zukunft noch keine Aussicht vorhanden sey, eine allgemeine Geschichte der Welt zu besitzen. Vorher müßten noch zahlreiche, kaum zu übersehende Monographien erst geliefert werden: z. B. eine „Geschichte der Familie“, d. h. eine Geschichte aller Veränderungen, die in den Verhältnissen zwischen Mann und Frau, Vater und Sohn, Aeltern und Kindern, Hausheeren und Dienstleuten, in moralischer wie in rechtlicher Beziehung vorgegangen seyen; ferner eine Geschichte aller Religionen; eine Geschichte des Rechts in allen Theilen der Erde; eine Geschichte aller Sprachen und Literaturen; eine Geschichte der Sitten und Gewohnheiten, der Moden und Trachten, der Wohnungen und Hausgeräthe etc. „Hierzu einen Beitrag“, so schließt Herr Granier de Cassagnac seine Einleitung, „und nichts weiter habe ich durch meine Geschichte der Handwerker und Bürgerklassen liefern wollen.“

— Italienische Weltgeschichte. Herr Cesare Cantu ist anderer Meinung als der oben bei unseren Lesern introduzirte Herr Granier de Cassagnac. Herr Cantu, der sich besonders viel mit Deutscher Wissenschaft und Literatur beschäftigt hat, kündigt jetzt eine allgemeine Weltgeschichte an, die vom 1. Januar 1838 an lieferungsweise erscheinen soll und das umfassendste Werk dieser Art in Italienischer Sprache werden soll. Er hat sich dazu mit dem Buchhändler Pombo in Turin verbunden, der Cantu's „Storia universale“, auch mit dem Nebentitel „Historische Encyclopädie“ (Enciclopedia storica) herausgeben wird, weil die letztere in einzelnen Abtheilungen auch die besonders gedruckten Namertungen und Citate, archäologische, chronologische und biographische Abhandlungen enthalten soll. Der Verfasser hat seine allgemeine Geschichte in achtzehn synchronistische Epochen abgetheilt, von denen jede einen Band umfassen wird. Jährlich sollen zwei Bände erscheinen, die, wie Herr Cantu versichert, nicht nach fremden Darstellungen, sondern nach eigener Forschung und sämmtlich von demselben einheitlichen Gedanken bejeelt, abgefaßt seyn werden.

\*) Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoises. — Ein Band von 60 Seiten. Paris, bei A. Desrez.